

Der Schneider Wui

Wie ich nachher aus dem Wäldi weg und in das Haus des Schneiders Enz gekommen bin, darauf weiss ich mich sonderbarerweise nicht mehr zu besinnen. Ich erinnere mich nur, dass mein Pflegevater in der ersten Zeit, und auch nachher, da ich schon zur Schule musste, hin und wieder an einem schönen Sonntag mit mir durch den Wald hinauf zur Base Käther ging, worauf ich mich jedesmal zum voraus freute. Und zwar nicht allein deshalb, weil die Base jeweils dem Schneider hinterrücks für mich alle Taschen voll dürre Zwetschgen und Apfelschnitze zusteckte. Dieser Zuschuss zu der nicht gerade schmalen, aber sehr einseitigen Kost daheim war mir freilich hochwillkommen; doch es war noch etwas anderes, das mich ins Wäldi hinauf zog: manchmal, wenn der Götti nicht gleich in der Nähe war, nahm mich die Base an der Hand und führte mich in die Nebenkammer; dort setzte sie sich auf einen Stuhl, zog mich ganz nahe zu sich heran und sah mir lachend in die Augen. Sie wurde dann plötzlich ganz anders, als sie sonst war, viel beherzter und freudiger. Sie küsste und liebte mich, streichelte mir die Wangen und das Haar. Sie staunte, wie ich gewachsen sei und wie ich ganz ihres seligen Vaters, meines Grossvaters Augen habe. Einmal sagte sie: «Wenn ich dich nur behalten dürfte.» Dabei lächelte sie und die Tränen rannen ihr über die Wangen. In der gleichen halben Stunde begleitete der Götti mich und den Schneider Enz vor die Haustüre. Er rief uns unverfroren nach: «So – das will ich euch denn gesagt haben, Schneider: wenn ich den Bürzel die halbe Zeit füttern muss, so will ich in Zukunft auch das halbe Kostgeld einziehen beim Pfleger. So schlau sind wir denn auch. Verstanden?»

Damit war es mit meinen Festtagen auf dem Wäldi für immer vorbei. «Am Charakter muss mich der nicht angreifen», sagte mein Pflegevater. «So ein Geizhund, so ein Hofnarr, der nie von der Stalltüre weggekommen ist! Mit dem sind wir hübsch fertig. Wui!»

Der Schneider Enz wohnte zwar im Unterdorf, sein windschiefes Häuschen steht noch heute wie ein Hilferuf mitten unter behäbigen Bauernhöfen. Aber als geborener Oberdörfler musste er natürlich seine Idee haben, und diese bestand darin, dass er in beständiger Furcht schwebte, irgend ein heimlicher Feind trage sich mit dem freventlichen Vorhaben, ihm seine Modellsammlung zu stehlen.

Er hatte nämlich von seinen längjährigen Wanderungen, die ihn bis nach Paris und Wien geführt, eine grosse Kiste mit alten Garderobestücken aus aller Herren Länder mit heimgebracht. Seltsam geformte Fräcke mit lächerlich hohen steifen Kragen, geschlitzte Wämser, rote Kniehosen, ein ganzer wunderlicher Kram hing in einem grossen alten Kasten in der hintern Kammer. Das war seine Modellsammlung. «Ohne Modelle müsste mein berufliches Übergewicht bald in Frage kommen», betonte er bei jeder Gelegenheit. «So gut wie ein Maler oder Bildhauer seine Modelle ganz haben muss! Wui!»

Er behauptete, dass er in seiner Kleidersammlung gewissermassen die Entwicklung der Menschheit verkörpert sehe. Und aus seinen Modellen könne er grossartige Anregung schöpfen, an ihnen könne er sich gewissermassen innerlich bereichern. Modejournale seien ein Dreck dagegen.

Von Zeit zu Zeit nahm er jedes einzelne Stück heraus, hing alles an den Wänden auf, besichtigte und musterte mit ernstem Antlitz und nickte oft leise: «Wui!» Dann ging er mit verschränkten den Armen eine Weile auf und ab, als wäre er in auserlesener Gesellschaft. An solchen Tagen war Enz schweigsam und verschlossen.

Seinen Modellkasten hatte er mit einem Absud von grünen Nusschalen wunderlich bemalt. Das schwere alte Schloss, das leider nicht mehr einhakte, hütete aber die Schätze nicht genügend, zur Vorsicht war das Kammerfenster inwendig mit einigen quer darüber genagelten Lattenstücken gesperrt, was freilich eine Lüftung des Raumes fast unmöglich machte, indem hierfür nur noch die Türe in Betracht kam.

Diese Türe war vollständig diebessicher, wie Enz sagte. Jedoch hatte seine Frau die üble Gewohnheit, den Schlüssel hin und wieder stecken zu lassen, statt ihn pflichtgemäss unterm Laubsack in der Stubenkammer zu verbergen. Das beschwor manchen schweren Kampf zwischen den Ehegatten herauf; denn so gutmütig Enz sonst war, bezüglich dieses Schlüssels gab es keine Entschuldigung.

«Weib! Person! Rike! Du willst mich ruinieren!» schrie er, wenn er heimkam und vom Hausgang aus den Schlüssel droben stecken sah. Er nannte sie sonst immer «Scholiette», nur im höchsten Zorn konnte er sich soweit vergessen, Rike zu sagen. Manchmal versuchte sie, ihn zu beschwichtigen, aber da kam sie böse an.

«Wenn ich die Modelle verliere, ist's Feierabend. Mit diesen allein bin ich dem Pfuscher, dem Herrenschneider über! Und allen Konkurrenten! Schon wegen der Anregung! – Und sie lauern darauf! Ich weiss alles: sie lauern darauf!»

Einmal wagte Frau Scholiette zu lächeln. «Wegen dem Gelump so eine Komedi zu machen!»

Da packte er sie an der Schulter und sah sie mit einem fürchterlichen Blick an, konnte aber nichts herausbringen als: «Person! – Person!» Dann rannte er die Stiege hinauf und in die Kammer, um sich zu überzeugen, dass alles unversehrt sei. Nachher schloss er die Türe ab und steckte den Schlüssel in die Tasche. Noch oben stehend, redete er mit eindringlicher Gebärde auf die Frau ein: «Versprich mir, das nicht mehr zu tun! Versprich mir's!» Sie gab keine Antwort, sondern ging unwillig in die Küche hinein. Da polterte er herab und lief ihr nach.

«Scholiette!», sagte er bittend, fast weinerlich, «wenn mir die Modelle wegkommen, gibt's ein Unglück!»

Darauf lief er fort und kam erst am folgenden Mittag heim. Er brachte ein kleines Holztäfelchen mit, auf welches mit schwarzen Buchstaben die Worte: «Zur Wacht» hingemalt waren. Das nagelte er über der Haustüre fest. «Ja, auf der Wacht will ich sein! Wui!» brummelte er dabei. Er war etwas betrunken.

Von diesem Tage an hing auch eine alte Reiterpistole über dem zweischläufigen Bett in der Stubenkammer. «Rühr mir die nicht an!» warnte er mich oft, wenn ich verstohlen nach der schönen Waffe hinüberschielte. «Die ist für alle Fälle!»